

Lutz Niethammer (Jena)

Die letzte Gemeinschaft

Über die Konstruierbarkeit von Generationen und ihre Grenzen

Vortrag bei der Eröffnungsveranstaltung des Göttinger Graduiertenkollegs "Generationengeschichte – Generationelle Dynamik und historischer Wandel im 19. und 20. Jahrhundert" am 11.11.2005

Wenn ein interdisziplinäres Kolleg zu Generationen*Geschichte* eröffnet wird, wird man sich fragen dürfen, welche Bedeutung der historischen Dimension dabei zukommt, wenn sie das soziologische oder anthropologische Phänomen der Generationalität näher bestimmen soll und über diesen disziplinären Auftrag offenbar auch über den engeren Kreis der Historiker hinaus Einverständnis besteht. Soll hier Geschichte ganz im Allgemeinen als Generationenabfolge konzipiert werden oder ihr doch nach dem Vorbild z.B. von Technikgeschichte oder *gender history* ein thematisierender Aspekt hinzugefügt werden? Oder soll den Generationen ihr Platz in der Geschichte angewiesen werden, so als könnte man auf ein abgeschlossenes Sammlungsgebiet zurückblicken und eine Epoche von ... bis bestimmen, die anders als andere Epochen eben besonders von Generationen geprägt wurde? Und wenn so, um welche Epoche soll es sich dabei handeln, hält sie noch an oder haben wir auch schon mit den (nie abgeschlossenen) Generationenverträgen in Wirklichkeit bereits abgeschlossen? Der Untertitel „Generationelle Dynamik und historischer Wandel im 19. und 20. Jahrhundert“ präzisiert, um welche Zeit es gehen soll, aber läßt offen, ob man eine Generationengeschichte auch davor und danach betreiben könne.

Dennoch können wir das erste, eine Generationen*Geschichte* strukturiert nach Art einer ewigen Brandung, trotz der Wellen-Symbolik im Logo der neuen Institution ausschließen, weil es solche übergreifenden historischen Diskurse kaum noch gibt und wenn ein solcher denn hier angepeilt wäre, so wären dafür sicher auch andere Historiker als solche der europäischen Neuzeit zu gewinnen gewesen. Überdies müßte sich ein solches Unterfangen in einen begriffsgeschichtlichen Loop verfangen, hat doch Sigrid Weigel in mehreren semantischen Sondierungen jüngst gezeigt, dass erst die europäische Neuzeit den Begriff *Generatio* seiner historisch sozusagen längsschnittlichen Bedeutung be-

raubt hat (damit aber auch seines Bezugs sowohl auf Geschlechterdifferenz als auch auf die Abfolge von Geschlechtern im Sinne einer Familie) und seine Semantik auf jene uns allen geläufige Bedeutung verengt hat, die eine (meist männlich konzipierte) Kohorte als Erfahrungs- und Stilgemeinschaft meint, die sich sogar zum kollektiven Subjekt der politischen oder kulturellen Geschichte stilisieren oder als solches konstruiert werden kann und die von der Unterscheidung zu anderen Alterskohorten lebt.

Wir müssen uns hier also nicht mit einer übergreifenden Geschichtskonstruktion herumschlagen, sondern dürfen den Aufruf der Geschichte als eine Einladung zur Historisierung des Phänomens zeitlich distinkter Gemeinschaftenbildungen verstehen. Dabei unterstelle ich einmal, dass der Terminus *post quem* pragmatisch gewählt ist, bzw. ein ziemlich langes 19. Jahrhundert meint. Was mich als Zeithistoriker mehr interessiert: Ist dieser Aufruf der Geschichte zur Historisierung von Generationen ein „*last call*“? Normalerweise ist es ja mit der aktuellen Bedeutung einer Sache vorbei, wenn zu ihrer Historisierung aufgerufen wird, oder zumindest soll sie dadurch entaktualisiert werden. In dieser Vermutung, dass es die implizite Botschaft des hier zur eröffnenden Kollegs sei, die Zeitspanne bedeutsamer Generationen nunmehr abzublasen und auf einen Zeitraum (sagen wir) vom Zeitalter der Revolutionen bis zum *Age of Extremes* (je einschließlich) einzuschränken, werde ich indes irre gemacht durch die Hochkonjunktur von Generationsforschungen in vielen kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen und gerade in solchen zur deutschen Geschichte. Diese noch immer anschwellende Konjunktur hat erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts Projekte in großer Anzahl hervorgebracht und ich frage mich, ob sich hier wieder einmal die Eule der Minerva in den Abendhimmel hebt oder ob das zunehmende Interesse an Generationengeschichte auch eine zunehmende Bedeutung von Generationalität in der Gegenwart indiziert. Vielleicht noch mehr werde ich dabei jedoch durch jene Inflation von Generationen irritiert, die in immer schnelleren Abständen in den Medien ausgerufen werden, um alsbald wie Eintagsfliegen wieder zu verschwinden. Am auffälligsten unter diesen Anzeichen einer fraglichen und zunehmend leeren Fülle ist vielleicht die Aktualität negativer generationeller Selbstthematization, wie in der „*Generation X*“ in Amerika oder der „*Generation Nichts*“ im postsowjetischen Osteu-

ropa, in denen lauthals die Zugehörigkeit zu etwas Unbestimmbaren und Zukunftlosen proklamiert wird.

Die implizite Botschaft des Kollegnamens, sollte ich sie denn richtig aufgefasst haben, ist mithin eine offene Frage, die nicht einfach entschieden werden kann, sondern eingehendere Erwägungen erfordert. Ich will dazu heute morgen auf zwei Wegen einen kleinen Beitrag leisten, der zugleich eine weitere Frage aufwirft, nämlich inwiefern wir oder auch die Angehörigen einer Generation in der Konstruktion solcher Generationen frei sind oder ob eine dahinter liegende Wirklichkeit, auf die wir keinen direkten Zugriff haben, aber auf die wir dennoch beziehen müssen, über den Erfolg solcher Deutungskonstruktionen entscheidet. Sie merken schon, dass ich mich nicht scheue, mich hier als Dynosaurier zu outen, dem nicht nur die Annahmen des „radikalen Konstruktivismus“ höchst zweifelhaft erscheinen, sondern dem auch unklar ist, ob die heute so gut wie konsensuale Überzeugung von der sozialen Konstruktion des Wissens tatsächlich unser Wissen oder eher die Beliebigkeit unserer diesbezüglichen Aussagen und auch unsere Illusionen über die Machbarkeit der Welt fördert. Ich sagte, ich will auf zwei Wegen einen Beitrag zur Erwägung der Historizität des Generationsphänomens leisten: einmal auf dem Wege einer theoriegeschichtlichen Kombination, andererseits durch einen Bericht über eher empirische Untersuchungen, an denen ich in Jena teilnehme und in denen Zeithistoriker eine Aussage über die Zukunft testen. Und zum Schluss will ich dann diese Wege zusammenführen und fragen, ob die Geschichte der Generationen weitergeht oder ob wir bei ihrer Konstruktion eine Grenze erreicht haben.

I

Wenn in den letzten Jahren in den Kultur- und Sozialwissenschaften von Generation die Rede war, so wurde dies (zumindest in Deutschland) in aller Regel mit einer Referenz auf Karl Mannheim (und etwas seltener auch auf Wilhelm Dilthey) theoretisch garniert. Damit wurde ein bedeutungsschwerer, emphatischer und maskuliner Generationsbegriff aufgerufen, der sich für die Thematisierung kultureller Innovationsschwellen wie der Romantik oder von politisch radikalisierten Jugendbewegungen des 20. Jahrhunderts eignete, aber zum Bei-

spiel völlig blind blieb für die weibliche Mehrheit der Gesellschaft, für zentrale gesellschaftliche Reproduktionsfragen wie den sog. Generationenvertrag oder auch für Fragen einer alltäglicheren Kultursoziologie, Ethnologie oder Technik- und Konsumgeschichte, die sich etwa für Mode, für Auto- oder Computergenerationen oder für die wechselnde Stilisierung von Jugendkulturen interessiert. Etliche Diskursteilnehmer haben sogar eigene Lektüren von Mannheims voluminösen Aufsatz „Das Problem der Generationen“ von 1928, der auf eine Idee zu einem Habilvortrag von 1925/26 zurückgeht, vorgelegt, obwohl weder der Verfasser noch seine engsten Schüler und Herausgeber je auf diese Gelegenheitsschrift auf Mannheims Weg zur Grundlegung der Wissenssoziologie zurückgekommen sind. Keine Monographie über Mannheim behandelt diesen seinen heute wohl meistzitierten Aufsatz. Bevor ich auf dieses auffällige Rezeptionsproblem zurückkomme, möchte ich hier wenigstens in wenigen Andeutungen zusammenfassen, wie Mannheim den Generationsbegriff konzipierte:

Kurz gefaßt sieht sein Modell, das sich einerseits gegen die Trivialität bloßer Herleitungen von Generationen aus der Biologie der Lebensalter, andererseits gegen pauschale Zeitgeist-Behauptungen in der seinerzeitigen Kunstgeschichte wandte, folgendermaßen aus: wenn durch beschleunigten gesellschaftlichen Wandel oder ganze Systemumbrüche kulturell kreative Talente in der formativen Phase ihrer sekundären Sozialisation gleichzeitig und in ähnlicher Weise erfaßt werden, ist die Chance groß, daß sie der herrschenden Kultur entfremdet werden und die überlieferten, den neuen Verhältnissen nicht mehr angemessenen Wahrnehmungsmuster in ihrer nur scheinbaren Selbstverständlichkeit durchschauen, sie in ihrer historischen Spezifität erkennen, ihre Weitergeltung verwerfen und durch eigene neue zu ersetzen versuchen. Oder in einer anderen Sprache gefaßt: dann steht in der gesamten Kultur und Politik ein Paradigmenwechsel auf der Tagesordnung. Dieser kollektive Vorgang ist seiner Natur nach plural, weil jede neue Situation zumindest zwei unterschiedliche – idealtypisch gesprochen: den Prozeß beschleunigende oder retardierende – Interpretationen zuläßt und solche Interpretationen in ihrer voluntaristischen Kraft von gesellschaftlichen Interessen und Grunderfahrungen angeregt werden. In der Prägnanz- und Resonanzbildungsphase solcher neuer Wahrnehmungsmuster, Stile

und Paradigmen kommt es nun auf begünstigende Formierungsbedingungen der potentiellen kulturellen Eliten an: gibt es bei aller Beschleunigung des Wandels überhaupt ausreichende Zeit für eine Formierungsperiode oder sind hilfsweise vormals unterdrückte Muster und Traditionen anschluss- und ausbaufähig? Bestehen günstige kommunikative sowie Arbeits- und Etablierungsbedingungen, sei es daß nach der Formierungsperiode der bestehende Herrschaftszusammenhang (aus welchen Gründen auch immer) zusammenbricht oder ein weitverbreitetes Ungenügen bewirkt, daß eine Alternative aufgebaut werden kann? Und gibt es hinreichend artikulierte Alternativen? In der Konkurrenz unterschiedlicher Interpretationen und Perspektiven sieht Mannheim die Bedingung der Möglichkeit ihrer wechselseitigen Steigerung zu Prägnanz und Reife und zum hegemonialen Durchbruch einer dieser *Generationseinheiten* bzw. ihrer Lesart der Welt und der anstehenden Aufgaben.

Es sind also nicht etwa irgendwelche Jugendkohorten, die in regelmässigen Wogen die Oberfläche der Gesellschaft kräuseln, mit denen sich Mannheim mit einem an Hegel und Nietzsche geschulten Blick in seinem Generationenaufsatz beschäftigt, sondern eher seltene Neuformierungsbedingungen des Geistes, die aus tiefen und beschleunigten Transformationsprozessen der Gesellschaft hervorgehen mögen. Innerhalb dieses thematisierenden Zuschnitts richtet sich das Erkenntnisinteresse seiner Soziologisierung darauf, wie die gesellschaftsgeschichtlichen Formationsbedingungen dieses Geistes näher durchleuchtet werden können.

Nun zurück zu der Frage, warum heute jene Gelegenheitsschrift Mannheims so oft zitiert wird, die den Monographien über sein Werk meist keine nähere Befassung und den meisten noch nicht einmal eine Erwähnung wert ist. Gründe sehe ich in zwei Umständen: Erstens gibt es im deutschen Sprachraum keine andere soziologisch-theoretische Grundlegung zum Generationsbegriff aus der Klassikerkohorte des Fachs und der Rückgriff auf die im Ansatz ähnliche Konzeption Diltheys hätte Soziologen in hermeneutische Fragen und lebensphilosophische Traditionen verwickelt, von denen man sich mit einer Referenz auf Mannheim freihalten zu können meint, jedenfalls bevor man seinen Text studiert und als eine Weiterentwicklung von Dilthey erkannt hat. Zweitens wird

Mannheim unter weitgehender Ausblendung seiner Früh- wie auch seines Spätwerks als Erfinder und Verteidiger einer marxisierenden Wissenssoziologie am Ende der Weimarer Republik wahrgenommen; aber im Generationen-Aufsatz geht es nicht um eine Soziologie des Wissens, sondern des Willens. Der Leitbegriff des Textes ist „Entelechie“, was Mannheim gelegentlich als Wollung oder noch toller als „Weltwollung“ übersetzt und es geht um die sozialen Voraussetzungen sowie die Modalitäten der Bestimmung und des Zur-Geltung-Kommens von kreativen Willens-Eliten in einer erfahrungsgeschichtlichen Kohorte, die durch systemische Diskontinuität zur Neudeutung der Welt herausgefordert ist und wie sie ihren Willen zur kulturellen Macht ausbilden kann.

Diese voluntaristische Problemstellung gibt mir nun Gelegenheit, eine Quer-Verbindung zum Erfinder des Begriffs „Voluntarismus“ und zur Grundlegung einer reinen Willenssoziologie herzustellen, zu Ferdinand Tönnies, dem Mitte der zwanziger Jahre vermutlich bekanntesten lebenden deutschen Soziologen, mit dem sich Mannheim übrigens nicht auseinandersetzt. Tönnies Willenssoziologie geht ebenfalls auf eine Habilitationsidee des damals 26jährigen aus dem Jahr 1881 zurück, die von ihm in dem mittlerweile als Klassiker geltenden, seinerzeit so gut wie unbeachteten Buch „Gemeinschaft und Gesellschaft“ 1887 ausgearbeitet wurde. Auch hier gab es eine lange Latenzzeit bis zur Wirkung, die erst 25 später mit der Jugendbewegung einsetzte und sich dann nach dem Ersten Weltkrieg mit den in schneller Folge erscheinenden dritten bis siebten Auflagen zwischen 1920 und 1926 entfaltete, just also in der Zeit der Entstehung von Mannheims Aufsatz, als dieses Buch des bekennenden Sozialdemokraten und Vorsitzenden der deutschen Soziologen-Gesellschaft insbesondere von der prä-faschistischen Neoromantik auf missverständliche Weise angeeignet wurde. Die Missverständnisse waren übrigens nicht unverschuldet, weil der Essentialismus von Tönnies' Konstruktion ausweislich der emotionalen Sprachfärbung und Bildwahl mit einem heftigen Bias zugunsten traditioneller und kleinräumiger Lebensverhältnisse in der Vormoderne und gegen Individualismus und Rationalismus des Handels als Grundlage der modernen Gesellschaft aufgeladen war.

In seinem jugendlichen Geniestreich „Gemeinschaft und Gesellschaft“ hatte Tönnies reine polarisierte Idealtypen *avant la lettre* konstruiert und auf zwei entgegengesetzte Willenstypen bezogen, den intuitiven und gleichsam unerschuldigen „Wesenswillen“ der traditionellen und von religiöser Sinngebung zehrenden Gemeinschaft und den berechnenden „Kürwillen“ der großräumigen, materialisierten und individualisierten Verhältnisse der modernen (kapitalistischen) Gesellschaft. Lässt man sich trotz des erwähnten Bias auf diese Begriffsbildung ein, so ist – unbeschadet gegenläufiger utopischer Energien – zunächst einmal jedem geschichtlich denkenden Rezipienten klar, dass dem kalten und berechnenden Kapitalismus die Zukunft gehört und dass er die warmen und unerschuldigen traditionellen Gemeinschaften (oder mit neueren Theoretikern zu reden: die Lebenswelten) auf seinem Marsch in die Globalisierung Schritt für Schritt zurückdrängen und auflösen wird. Dazu wenigstens ein Zitat aus den Ergebnissen der Arbeit:

A. Gemeinschaft.

1. *Familienleben = Eintracht. Hierin ist der Mensch mit seiner ganzen Gesinnung. Ihr eigentliches Subjekt ist das Volk.*
2. *Dorfleben = Sitte. Hierin ist der Mensch mit seinem ganzen Gemüte. Ihr eigentliches Subjekt ist das Gemeinwesen.*
3. *Städtisches Leben = Religion. Hierin ist der Mensch mit seinem ganzen Gewissen. Ihr eigentliches Subjekt ist die Kirche.*

B. Gesellschaft

1. *Großstädtisches Leben = Konvention. Diese setzt der Mensch mit seiner gesamten Bestrebung. Ihr eigentliches Subjekt ist die Gesellschaft schlechthin.*
2. *Nationales Leben = Politik. Diese setzt der Mensch mit seiner gesamten Berechnung. Ihr eigentliches Subjekt ist der Staat.*
3. *Kosmopolitisches Leben = Öffentliche Meinung. Diese setzt der Mensch mit seiner gesamten Bewußtheit. Ihr eigentliches Subjekt ist die Gelehrten-Republik. (S. 251)*

Vor 125 Jahren, als diese Definitionen und Gleichungen vom Sohn eines nordfriesischen Viehzüchters und einer Pfarrerstochter geschrieben wurden, konnte man sie wohl noch als strukturelle Polarisierung innerhalb einer allgemeinen Theorie wie auch innerhalb der zeitgenössischen Wirklichkeit verstehen und in der Hochzeit der Resonanz dieser Theorie nach dem Ersten Weltkrieg mochten viele glauben, sie könnten in der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen für Eintracht, Sitte und Religion (oder deren Substitute), in denen der Mensch emotio-

nal gehalten werde, optieren und gegen Konvention, Politik und Öffentliche Meinung, die der Mensch durch seine Bestrebungen und Berechnungen bewußt setze. Aber nach der Erfahrung dieser Zeit ist uns diese Vergleichzeitigung des Ungleichzeitigen nicht mehr vergönnt und wir können solche Theorie nur noch als Strukturierung, wenn nicht Romantisierung einer Abfolge von Formationen lesen.

Wenn also die moderne Gesellschaft alle konkreten, an Herkunft und autarke Nahverhältnisse, um nicht zu sagen: an Blut und Boden gebundene und mit fraglosem Sinn überhöhte Gemeinschaften verzehrt, was bleibt dann noch an wesentlicher Gemeinschaft? Richtig. Man muss (von Blut und Boden und von der Religion) abstrahieren, muss sich zu luftigeren und dynamischeren Gebilden erheben und siehe da, auch in den fortgeschrittenen Gesellschaften mit ihrem beschleunigten Wandel und ihren Systemkrisen ist gemeinschaftlicher „Wesenswille“ möglich. Ja, er ist sogar die eigentlich kreative und schlussendlich beherrschende Größe kultureller Hegemonie- oder Paradigmenbildung, wenn sie sich mit der konstruktiven Kraft geballten und durch die Herausforderung entgegengesetzter Interpretamente gesteigerten „Kürwillens“ verbindet. Mit anderen Worten: wenn alle konkreten bodenständigen Gemeinschaften verschliffen sind, bleibt die emphatische, kulturschaffende Generation (oder mit Mannheim: die in der Dialektik polarisierter Prägnanzbildung einer neuen, quasi religiösen Sinnbildung obsiegende Generationseinheit) als letzte Gemeinschaft: die Unschuld und Durchschlagskraft des Wesenswillens eines erfahrungsgeschichtlich gebeutelten Kollektivs durch alle individuellen Kalküle der modernen Gesellschaft hindurch. Bleibt natürlich die Frage: was sind die Rahmenbedingungen dafür, dass die virtuell schon untergegangene traditionale Gemeinschaftlichkeit sich in der Dynamik erfahrungsgeschichtlich gesättigter und sich durchsetzender Generationen erneuern kann.

II

Nun also zum prosaischeren Bericht aus der empirischen Werkstatt. Am Anfang hatten wir den soziologischen Theoretikern vertraut (wir hatten damals Mannheim noch nicht einmal rekonstruiert, geschweige denn dekonstruiert)

und insofern so ähnlich wie Claus Leggewie in seinem Buch über die '89er angenommen, dass für die „Mauerfall-Kinder“ sich die klassische Konstellation zur Ausbildung einer (möglicherweise sogar in polarisierenden Einheiten sich zur Prägnanz steigernden) politischen Generation wiederholen würde. Historiker werden ja geradezu kirre, wenn sie inmitten der ganzen Langeweile unendlicher Konstruktionsvarianten individualisierter „Kürwillen“, um Tönnies zu adaptieren, einen unschuldig wirkmächtigen kollektiven „Wesenswillen“ *in statu nascendi* wittern, um ihn vielleicht belegen oder sogar begreifen zu können. Allerdings legte das nur unsere soziologische Vorbildung nahe, nicht aber unsere Beobachtung. Denn was wir aus unseren Interviews im Transformationsprozess wahrnehmen konnten, sprach eher für die Differenzierung von Entwicklungspfaden als für eine virtuelle wesensmäßige Gemeinschaftsbildung.

Wir suchten in einer Zwischenschicht, die wir mit einem bestreitbaren Begriff als ‚kulturelle Basiseliten‘ bezeichnen, nach den Erfahrungsräumen, Erwartungshorizonten und den erfahrungsgeschichtlichen Generationentransfers, die sich zwischen den von den Verhältnissen in der DDR geprägten Eltern und ihren in der Zeit des Mauerfalls pubertierenden Kindern ereignen. Dabei gehen wir einerseits sowohl von systemverbundenen als auch von dissidentischen Eltern aus ‚kulturschaffenden‘ Berufen und von Lehrern der späten DDR aus und verfolgen die Typen von Selbstverständigung bei ihren Kindern und Schülern, wie wir andererseits von kulturell sensiblen, in ihrem Umfeld als meinungsbildend betrachteten oder sogar in nuce charismatischen Studenten aller Couleur ausgehen, um nach den Erfahrungsräumen ihrer Familien und Lehrer in der DDR zurückzufragen. Diese gegenläufige Suchbewegung soll einerseits den Deutungseliten nahe genug sein, um das Entstehen bedeutsamer Selbst- und Weltdeutungen auffinden zu können, und andererseits den alltäglichen Lebensverhältnissen nahe genug, um die mögliche Resonanz solcher Deutungen in den Blick zu bringen. Doch zunächst muß ich noch einmal ein retardierendes Moment einschalten, denn der Suchvorgang ins Künftige erfordert zunächst eine Rückversicherung an der Vergangenheit, nämlich an der die Erwartung fundierenden Erfahrung des 20. Jahrhunderts.

Während die zunehmende Anerkennung jugendlicher Eigenbereiche und der Berechtigung von Generationskonflikten zu den durchlaufenden Charakteristika des vergangenen Jahrhunderts gehört, heben sich im historischen Rückblick wenige Alterskohorten heraus, die als Jugendbewegungen eine besondere politische und kulturelle Bedeutung erlangten und auch im Zuge ihres Alterns das Signum einer besonders erkennbaren Generation behielten. Prominent wurden hier vor allem einerseits die Generationen junger Kriegsteilnehmer der beiden Weltkriege und vielleicht noch mehr jene Kriegskinder-Kohorten, die sich im Abstand von ein bis zwei Jahrzehnten nach den Kriegen in systemsprengender Weise zur Geltung zu bringen versuchten, die sog. Kriegsfolgegenerationen. Dieser Befund politischer Jugendgenerationen hat unverkennbar einen Bezug zur Ausbildung des kurzen 20. Jahrhunderts als „Zeitalter der Extreme“, zunächst weil sowohl die faschistischen als auch die kommunistischen Bewegungen von einer Doppelgeneration von Kriegsteilnehmern und - seit der Weltwirtschaftskrise - von Kriegskindern getragen wurden.

Anders als in der Sowjetunion, wo diese letztere Generation auch nach dem Zweiten Weltkrieg über Jahrzehnte beherrschend blieb und Breschnews finale Stagnationsperiode einleitete, trat in der Nachkriegszeit in Deutschland diese kompromittierte Generation politisch zurück zugunsten eines anfänglichen Rückgriffs auf im Kaiserreich geprägte und bereits in der Weimarer Republik tragende Ältere, die in der Folge ein Bündnis mit ihren Enkeln als neuen Systemträgern in Ost und dann auch in West eingingen: mit der FDJ-Aufbaugeneration im Osten, der Flakhelfer- oder skeptischen Generation im Westen. Diese beiden waren wegen ihrer Prägung im und ihrer Enttäuschung vom Nationalsozialismus in besonderer Weise prädisponiert, die Verwestlichung bzw. Sowjetisierung in den deutschen Teilstaaten zu verinnerlichen und weiterzutragen. Dieses Bündnis hatte im Osten langfristige Bedeutung, weil es angesichts von Abwanderung und Kadmangel die FDJ-Generation frühzeitig zur funktionalen Führungsschicht machte, deren nur kurzzeitige Ausbildung und lange Verweildauer an der Macht alle folgenden Altersgruppen frustrierte. Im Westen hatte die skeptische Generation angesichts der gesellschaftlichen Reintegration der NS-Generationen einen langsameren Start, was das Bündnis mit den Patriarchen verzögerte und spannungsvoller gestaltete.

Gegen diese Bündnisse regte sich seit den 50er Jahren in Jugendkulturen der Kriegskinder in mehreren Schüben Protest, erst bei den Halbstarcken des Westens, dann bei den Beatniks des Ostens und fand schließlich in der westlichen Studentenbewegung von 1968 seinen wirksamsten Ausdruck. An sich waren diese Studentenunruhen ein internationales Phänomen; aber in Mitteleuropa verdichtete es sich zu einem Doppelereignis, das hier - im Vergleich mit anderen Ländern wie England, Frankreich, Japan oder USA - besonders lange Schatten warf, die vielleicht nur noch mit Italien als dem anderen Land, das faschistische Vergangenheit mit einer erheblichen, wenn auch nicht staatlichen kommunistischen Gegenwart teilte, einen Vergleich erlaubt. Gewiss, auch in Deutschland rezipierte man die Aktionsformen der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, die Beatles, den Sex und die Jeans und grub Erinnerungen an die vorstalinistische und antifaschistische Linke aus; aber hier machten die bürgerlichen ‚Kinder von Marx und Coca-Cola‘ in der Nachglut von Auschwitz Front gegen ihre Eltern, identifizierten sich mit den Opfern des NS und verwandelten eine Kultur quietistischer Scham und Verdrängung durch eine Woge lauter Schuldvorwürfe. Hier kamen die Einflüsse des Prager Frühling und des Pariser Mai zusammen. Nachfolgende Intellektuelle haben die ‚68er um den Rausch dieses sich kontingent aufschichtenden Ereignisses beneidet und die dünne Soße ihres in der Folge zu Markte getragenen Moralismus gehasst, als hätten sie selbst nicht in Brockdorf das Abenteuer gesucht und in der Friedensbewegung Händchen gehalten. Sie haben sich an den angepassten und den kaputten Typen geweidet, die zwanzig Jahre danach noch immer die Szene bevölkern wollten und als Frühetablierte einen Stau auf die Nachfolgenden auslösten. Aber sie haben den Grundcharakter des Ereignisses zu eng gefasst. Ihr Mäkeln ist angesichts der phantastischen Überraschung und Überhebung der ‚68er nur zu berechtigt und deshalb verführerisch, den Rahmen und die längerfristige Bedeutung von ‚68 in Mitteleuropa zu verkennen. Das deutlichste Indiz dieser Bedeutung ist die – am deutlichsten von Wolfgang Engler vorgetragene – neue Selbstinterpretation der Bürgerbewegungen und innerparteilichen Reformflügels der SED im Osten als verzögerte ‚68er des Ostens‘, eine unter der autoritären Stagnation des staatssozialistischen System gestaute Synthese der seinerzeitigen Impulse aus Paris und Prag.

Die Revolutionen von 1989 werden – wie die Bilder und Lebensgeschichten der Leipziger (und eingeschränkt auch der Berliner) Demonstanten aus dem Herbst der DDR zeigen – zwar ganz überwiegend von Aktivisten aus den jüngeren Zwei-Dritteln der Gesellschaft herbeigeführt und die spontanen Ausreiser über die Weltgrenze, die dann die geronnenen internationalen Verhältnisse zum Fließen bringen, sind sogar überwiegend noch sehr viel jüngere Heranwachsende, aber sie handeln aus existentiellm Impuls. Wenn überhaupt begründen sie ihn mit der (Anti-)Systemlogik und nicht mit Generationserfahrungen und sie bringen auch keine geschichtsmächtige Weltdeutung mit, sondern versuchen, nachdem sie Dritten Wege zu einer Friedens- und Kulturgesellschaft schnell ins Off führen, sich in den gegebenen Verhältnissen zurechtzufinden, durchzuschlagen und ihr Glück zu machen. Ob diejenigen, die vom großen Kontinuitätsriss des Ostens in ihrer Kindheit und Jugend erfasst wurden, danach noch einmal zu einer emphatischen Generationengemeinschaft quasi als Schlussimpuls eines Jahrhunderts sehr unterschiedlicher und in ihrer geschichtlichen Wirksamkeit abnehmender Generationen zusammenfinden werden, möchte ich hier offenlassen. Die Versuchsanordnung und etliche Symptome sprechen dafür; aber da der existentielle Impuls bei denjenigen, die 1989/90 noch nicht die Pubertät erreicht hatten und sich zwischenzeitlich eine lange Latenz genehmigt haben, vor allem auffällige Verweigerungssymptome produziert, ist es ungeachtet des Aufsehens, das Diagnosen einer „Generation Nichts“ in Polen und Rußland erregt haben, noch zu früh, um die Frage zu beantworten, ob *ex oriente lux, nox* oder *nix* kommt.

Unsere zwischenzeitlichen Befunde lassen die weitere Beobachtung lohnend erscheinen, auch wenn sie nicht in eine eindeutige Richtung weisen: ein Generationenriss zwischen den Eltern vor und den Jugendlichen nach dem Mauerfall ist selten, eine jugendliche Parentalisierung der Jüngeren gegenüber den verunsicherten Älteren weit häufiger. Es gibt keine Generation der ‚Mauerfallkinder‘, sondern zwei in ihren Grunderfahrungen und Perspektiven deutlich geschiedene Kohorten, die grob durch den Geburtsjahrgang 1975 geschieden werden: davor wird aufgrund einer bereits differenzierten Wahrnehmung der Gesellschaft der DDR die ‚Wende‘ überwiegend als Öffnung und Chance beg-

riffen, allerdings auf ziemlich unterschiedliche Wahrnehmungsmuster zur Verarbeitung der neuen Welt zurückgegriffen, die alle stark von Vorerfahrungen in der DDR geprägt sind. Danach dominiert der Verlust einer geborgenen Kindheit und eine verzögerte Latenz, die von zunehmender Ablehnung der neuen (Un-)ordnung und einer anhaltenden Sinnsuche geprägt ist. Dabei gibt es vergemeinschaftende Elemente, die teilweise auf Ablehnung durch die Überfremdung aus dem Westen deutet, mehr aber noch auf die Suche nach menschlich verlässlichen Gemeinschaften, deren Tradition vom Rückzug und von der Resistenz gegenüber den realsozialistischen Zumutungen ihr Pathos erhält und doch deren organisierten Anmutungen nicht so unähnlich ist. Aber trotz solcher vergemeinschaftenden Elemente sind Verlauftypen und Polarisierungen der Erfahrungsverarbeitungen erkennbar: Kinder der DDR, die sich in ihr aufgehoben fühlten und aus integrierten oder arrangierten Elternhäuser kommen, suchen nach funktionalen Äquivalenten autoritärer Ordnung und finden sie in auch nationalen Ganzheitsmaschinen (Theweleit) wie der Bundeswehr, in studentischen Korporationen oder auch im Gedankengut der ‚Konservativen Revolution‘, wenn nicht – in den entfremdetsten Formen, die zugleich zur Distinktion gegenüber der DDR-Vergangenheit und der westdeutschen Gegenwart in Anspruch genommen werden – in Formationen des Neo-Nazismus. Kinder aus eher dissidentischen Elternhäusern verzögern ihr Erwachsenwerden und bleiben auf der Suche nach Sinn, die sie weder in den neuen westlichen Angeboten noch im vergangenheitsfixierten Aufbegehren ihrer Eltern gegen das System ihrer geborgenen Kindheit finden können und schweifen ins Weite, geografisch eher nach Rumänien oder in fernöstliche Kulturen als nach Westdeutschland, familial eher zu den Großeltern, um an deren ereignishafter Geschichtsbetroffenheit noch einmal Maß zu nehmen.

III

Die Suchbewegung unserer Untersuchungen war zunächst von der Vermutung wiederholter Anwendbarkeit theoretischer Konstruktionen über die Genese eines neuen Zeitgeists geleitet, die in Deutschland die Wahrnehmung des Generationsphänomens geprägt und dramatisiert haben. Sie hat uns jedoch auf

zwei Wegen zur Historizität sowohl des Phänomens wie seiner Wahrnehmung geführt.

Wissenschaftshistorisch erweist sich der obwaltende Generationenbegriff als ein mit vielen kulturellen Erwartungen befrachtetes dynamisches Konstrukt aus lebensphilosophischem Geist, das die Dynamiken der Deutungs- und der politischen Kulturen an für ganze Kohorten wesensmäßige Erfahrungen und Herausforderungen zurück binden will. Der Beitrag von Mannheim, der durchaus vom Voluntarismus und wie Dilthey von Fragestellungen geistesgeschichtlicher Innovation ausging, ist deshalb noch immer interessant, weil er den Willen zur Macht nicht predigte, sondern seine Formationsbedingungen einer soziologischen Analyse unterzog. Auch weil er dem „Zeitgeist“-Feuilletonismus ein sehr viel genaueres und abgründigeres Modell paradigmatischer Produktivität entgegensetzte, das diese auf Krisenerfahrungen zurück bezog, die grundsätzlich polarisierte Gestalt ihrer Prägungsbildung hervorhob und in dem auch bereits angelegt war, dass diese potentielle Produktivität verpuffen könnte, wenn die Beschleunigung des sozialen Wandels zu groß sei, um noch die Ausbildung neuer Paradigmen zu erlauben. Oder wenn kein Gefäß wie der Nationalstaat als Resonanzraum des Kampfes um kulturelle Hegemonie mehr dienen könne. Man könnte es auch so sagen: Mannheims Generationsbegriff ist nicht nur deshalb noch interessant, weil nach ihm kein ähnlich bedeutungsvoller formuliert und durchkonstruiert worden ist, sondern auch weil er den voluntaristischen Konstruktivismus an seine wirklichen Formations- und Resonanzbedingungen erinnert hat.

Um diese Historisierung voranzutreiben, kann man auf Differenzierungen in Marc Rosemans Synthese von Jugendkultur und Generationskonflikt in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert zurückgreifen: er hat einerseits hervor gehoben, dass dieses Thema für Deutschland mit seiner verspäteten Nationalstaatsbildung und seinen zahlreichen System-Brüchen im 20. Jahrhundert viel wichtiger als für andere nationale Erfahrungsräume sei, was mir einer systematischeren Überprüfung wert erscheint. Er unterschied zweitens eine Kontinuität in Schüben von einer schubhaften Diskontinuität. Einerseits die Kontinuität in den Schüben nationaler Erwartungen, die auf eine Bewegung der bildungsbür-

gerlichen Jugend zwischen Sturm und Drang, dem jungen Deutschland bis hin zur Jugendbewegung und zum Jugendstil projiziert wurden, andererseits die Diskontinuität der politischen Verhältnisse spätestens seit dem Ersten Weltkrieg und jener politischen Generationen, die sich zwar immer noch als Hoffnungsträger der Erneuerung und Befreiung stilisierten und besonders im Dritten Reich und in der DDR auch als solche vereinnahmt wurden, deren Formierung als je distinkte Kohorte aber auf die Prägung durch Kriege und Krisen zurückweist. Wegen dieser Überlagerung ist dem Kolleg zu gratulieren, dass es seinen Untersuchungsraum nicht auf das 20. Jahrhundert fixiert, sondern bis in die Formationsperiode der bürgerlichen Gesellschaft geöffnet hat. Insofern könnte man verallgemeinern, dass das Projekt Jugend des revolutionären Zeitalters (mit Tönnies vorwiegend ein typischer Ausdruck des gesellschaftlichen Kürwillens) seit der Jugendbewegung über das Bildungsbürgertum hinaus verbreitert und seit dem Ersten Weltkrieg im *Age of Extremes* mit missionarischen Aufträgen überfrachtet, aber nunmehr zugleich zu fraktionierten Kohorten, zu von sozialen und geschichtlichen Schicksalen geprägten und sich zuweilen radikalierenden Gemeinschaften fragmentiert wurde. Deshalb erlebte der Zusammenhang von Jugendaufbruch und Generationendiskurs in der Zwischenkriegszeit einen Höhepunkt, während die Jugendaufbrüche und –konflikte seither sich durch eine oft blitzartige Vergemeinschaftung der Verständigung und Aktion im öffentlichen Raum auszeichnen, deren verschwiegene Voraussetzungen erst im Nachhinein – zuweilen in langanhaltenden Erzählgemeinschaften – als ein unbewußter „Wesenswille“ entdeckt und als generationelles Phänomen gedeutet werden.

Erfahrungsgeschichtlich zeigen unsere Untersuchungen an den Mauerfallkindern und ihren Eltern an einem an sich gut programmierten Modellfall, wie reale Rahmenbedingungen die Chancen generationeller Autopoiesis bestimmen und anscheinend zunehmend begrenzen. Noch sind wir in der Beobachtungsphase, aber die Wahrscheinlichkeit wächst, dass die globale Entgrenzung des Erfahrungs- und Resonanzraumes, die Hyperbeschleunigung des sozialen Wandels und die intergenerationelle Eintracht, ja Parentalisierung der Jüngeren gegenüber den tragenden Alterskohorten des späten Staatssozialismus im Mikrobereich konterkariert, dass die angelegte und als latente auch beobachtbare

Ausbildung einer emphatischen Jugendgeneration im Osten Gestalt gewinnt, die an sich in ihrer politischen Polarisierung alle von Mannheim genährten Erwartungen befriedigen könnte. Außerdem zeichnet sich ab, dass sich der Zusammenhang von kollektiver Jugendaktion und generationeller Selbstverständigung der einzelnen Angehörigen der Erfahrungskohorte auflöst, zumindest das zweite – die Erfahrungsgemeinschaft – vor dem ersten – einer gemeinsamen Agenda – kommt, wenn es nicht überhaupt bei einer Generation ohne Projekt bleibt.

Sollte es so kommen, so hätten wir ein anderes Ende zu gewärtigen als eingangs angenommen. Nicht die Generationengeschichte wäre dann ein abgeschlossenes Sammlungsgebiet, sondern sie würde als Mikrokosmos geschichtlicher Sinnbildung der Mitlebenden in eine sich bescheidende Reifephase eintreten. Was indes zu Ende käme, wäre vielmehr die zwanghafte Verknüpfung zwischen Diskontinuitätserfahrung und dem ebenso emphatischen wie kurzschlüssigen Jugendauftrag zur öffentlichen Erlösung durch radikalen Neubeginn und die sich dadurch immer wieder fortzeugenden Illusionen und Brüche. Ein solcher Bedeutungsverlust wäre vielleicht nicht das Schlechteste.